

Warum wir zu wenig tun

Erschienen in der Freitag 41/2021

Online: <https://www.freitag.de/autoren/joerg-phil-friedrich/warum-wir-zu-wenig-tun>

Jörg Phil Friedrich

Schon nach den ersten Sätzen ist klar, dass Armin Nassehi sich mit seinem neuen Werk „Unbehagen“ nicht an ein Laienpublikum wendet. Ohne sozialwissenschaftliches Studium dürfte es schwer sein, den Sätzen des Soziologieprofessors zu folgen. Aber der Autor ist durch Essays in großen Zeitungen bekannt, berät die Politik und gilt als einflussreicher Intellektueller – Grund genug, nachzulesen, was die theoretischen Grundlagen seiner Zeitdiagnosen sind.

Die zentrale Frage, die sich als Grundmotiv durch das Buch zieht, lautet: Warum löst die Gesellschaft ihre großen Probleme nicht, wenn sie doch offenbar die Mittel dazu hat und wenn doch bekannt ist, was zu tun wäre? Die „überforderte Gesellschaft“ wird dadurch bestimmt, dass sie ihre Probleme nicht lösen kann, das Unbehagen ergibt sich eben daraus, dass der Widerspruch zwischen offensichtlichen Problemlösungsmöglichkeiten und fehlenden praktischen Lösungen offenbar wird. Als Referenzfälle für diese Situation nennt Nassehi die Klimakrise und die Pandemie.

Aber trifft die Diagnose, die in der Frage nach dem Warum der Überforderung steckt, überhaupt zu? Wissen wir tatsächlich, was zu tun ist? Und werden die Probleme tatsächlich nicht in ausreichendem Maße angegangen? Sicherlich sind das verbreitete Urteile in der Alltagsdiskussion, aber eine soziologische Argumentation muss da genauer hinsehen.

Und wenn man genauer hinsieht, merkt man schnell, dass es mit der Frage, was zu tun ist, dann doch nicht so einfach ist. Die Antworten, die Nassehi gibt, sind reichlich abstrakt: Der CO₂-Ausstoß muss gesenkt werden. Aber was heißt das konkret? Verbrennungsmotoren durch Elektromotoren ersetzen? Mobilität und Transporte ganz reduzieren? Selbst, es darauf klare Antworten gäbe, bliebe fraglich, welche Handlungen wirklich möglich sind. Wenn die Strom- oder Lebensmittelversorgung zusammenbräche, weil man für den Klimaschutz „das Richtige“ getan hätte, hätte man sicherlich nicht das Richtige getan.

Genauso fragwürdig ist, ob die Gesellschaft tatsächlich nicht das Nötige tut, um die Probleme zu lösen. Beispiel Pandemie: Natürlich sind alle unzufrieden mit den Entscheidungen der Politik – das ist nichts Neues seit Entstehung der Demokratie. Aber werden wir nicht vielleicht in einem halben Jahr sagen, dass die Gesellschaft insgesamt und unterm Strich doch ganz gut durch die Pandemie gekommen ist?

Nassehi meint, wie viele andere auch, dass China viel besser durch die Pandemie gekommen sei, als die westlichen Gesellschaften – und er nutzt das für eine ausführliche Diskussion des chinesischen Modells der Konsensfindung und Motivation. Offenbar hält er die chinesische Gesellschaft nicht für überfordert, meint er, dass es dort kein Unbehagen gibt. Wenig überraschend konzentriert er sich dabei ganz auf die Pandemie-Problematik, der Umgang Chinas mit der Klimakrise ist kein Thema. Die Frage, ob Infektions- und Todesfallzahlen, die von vielen Bedingungen abhängen, überhaupt das richtige Maß sind, um zu ermitteln, wie gut eine Gesellschaft mit der Pandemie zurechtkommt, bleibt offen.

Was tun? – fragt Nassehi am Ende. Die Antworten bleiben theoretisch. Was genau könnte es im Falle der Klimakrise bedeuten „die fast ausschließliche Konzentration auf die Sozialdimension und die alleinige Politisierung von Problemen zu überwinden“?

Vielleicht lässt sich, in Podiumsdiskussionen und Vorträgen, in Essays für große Tageszeitungen, dieses theoretische Ergebnis ja doch etwas konkreter – mit Bezug auf die konkreten Krisen – in Handlungsvorschläge umsetzen. Allerdings wäre es wohl auch hilfreich, die Diagnose selbst, auf der die Vorschläge letztlich beruhen, gründlich zu diskutieren.